

**Zeitschrift:** ZeitBild  
**Herausgeber:** Schweizerisches Ost-Institut  
**Band:** 12 (1971)  
**Heft:** 14

**Artikel:** So baute ich den Sozialismus : zum Arbeitsalltag in Osteuropa  
**Autor:** György, Ervin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1095439>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Eine neue Serie von Ervin György

## So baute ich den Sozialismus

Zum Arbeitsalltag in Osteuropa

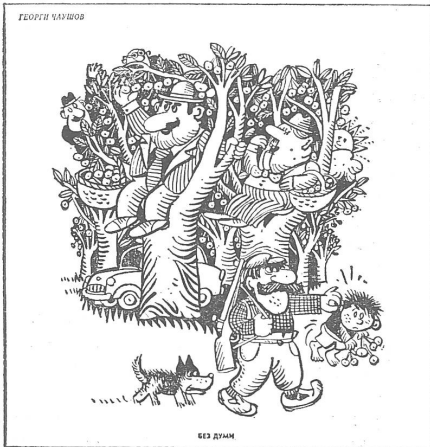
Im «ZeitBild» habe ich bisher in zwei Serien besondere Aspekte der sozialistischen Wirklichkeit analysiert und anhand von Beispielen anschaulich zu machen gesucht. «Liebe und Familie in Osteuropa» (1970 als Band 12 der TM-Reihe des SOL-Verlags auch in Buchform erschienen) war 1969 den Problemen von Familienleben und Kindererziehung gewidmet. In der Inside-Story «Ich kämpfte für den Frieden» trachtete ich 1970 danach, einige Methoden aufzuzeigen, mit denen die Partei ihre Anliegen im Weltfriedensrat und insbesondere in seiner ungarischen Sektion verwirklichte. Nun möchte ich das Alltagsleben im sozialistischen Osteuropa in einem weiteren Ausschnitt vorstellen, im Leben der Werktätigen an ihrem Arbeitsplatz.

### Zum Thema

Der «Aufbau des Sozialismus» hat die gesellschaftlichen Strukturen in den betreffenden Ländern grundsätzlich verändert. Abgesehen von Ausnahmen geringerer Bedeutung ist der Staat zum alleinigen Arbeitgeber geworden, und zwar entweder direkt durch die verschiedenen staatlichen Betriebe oder dann indirekt wie vor allem durch die staatlich kontrollierten Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG = Kolchosen) und die städtischen Dienstleistungsgenossenschaften.

Vorerst ergaben sich daraus zwei Schwerpunktprobleme:

- Der Staat musste auf allen Gebieten der Volkswirtschaft einen neuen, zentralisierten Planungs-, Verwaltungs- und Vollzugsapparat aufbauen.
- Der Arbeitnehmer musste sich daran gewöhnen, dass er seine Arbeitskraft nicht mehr «frei verkaufen» konnte, sondern Lohn, Arbeitsplatz und alle übrigen Bedingungen widerspruchslos hinzunehmen hatte.



Der Bedarfsdiebstahl, der vom «Mann auf der Strasse» als Selbstverständlichkeit angesehen wird, in einer Karikatur von «Starschel», Sofia. Hier nach dem Motto «Die Kleinen hängt man...». Beiläufig ist bei dieser Gelegenheit noch auf eine andere «sozialistische» Selbstverständlichkeit hinzuweisen: Bewaffnete Wächter beaufsichtigen die Kulturen, wie übrigens auch die Fabriken und Lagerhäuser. Freilich menschelt es auch bei diesen Leuten, wie Figura zeigt und wie Ervin György in seiner neuen Serie schildert.

### Von den Schwierigkeiten des Wachstums zum Wachstum der Schwierigkeiten

Der Umbruch hat Schwierigkeiten mit sich gebracht, für den Staat wie für den Werktätigen. Das ist als historische Erscheinung nicht weiter verwunderlich, wohl aber als Kontinuität. Denn entgegen der Thesen, die heute allerdings nur im Westen ernstlich geglaubt werden, haben sich diese Schwierigkeiten im Verlauf der beiden letzten Jahrzehnte alles in allem nicht vermindert, sondern vermehrt. Die Voraussage der Kommunistischen Parteien, es handle sich nur um Anfangsschwierigkeiten, die obendrein vom industriellen Wachstum in den rückständigen Landwirtschaftsgebieten überlagert seien, hat sich nicht erfüllt.

Der Volksmund definiert das so: Im Aufbau des Sozialismus gibt es zwei Phasen. Die erste besteht in den Schwierigkeiten des Wachstums, die zweite im Wachstum der Schwierigkeiten.

Ein wichtiger Faktor dabei war und ist der kaum verheltete (oder wie jüngst in Polen offen geäußerte) Misstrau der Werktätigen darüber, dass sie sich zugunsten von forciertem Wachstum und wuchernder Bürokratie mit mehr als bescheidenen und erst noch willkürlich festgesetzten Löhnen abzufinden haben. Die populäre Reaktion darauf ist chronisch und hat im sprichwörtlichen Satz (dem die offiziellen Medien in natürlich umständlicheren Formulierungen durchaus beipflichten) prägnanten Ausdruck gefunden: Für kleine Löhne kleine Arbeit!

### Ueber Diebstahl als Normalverhalten

Aber hier wird im besonderen noch von einem andern Normalverhalten die Rede sein.

Aus dem kleinen Arbeitsentgelt, das zum Sterben zu wenig und zum Leben zuviel ist (wobei heute zum «Leben» nicht mehr wie 1948 nur ausreichendes Essen, sondern auch seine Aufbewahrungsmöglichkeit im Kühlschrank gehört; die Bedarfssteigerung ist wie im Westen einzubeziehen), hat sich nämlich eine weitere Konsequenz ergeben, die allgegenwärtig ist. Der Kleine Mann hilft sich eben wie er kann, und was der Staat nicht gibt, wird «beschafft».

Die Moralbegriffe haben sich in einer Weise verändert, die den Erwartungen des marxistischen Katechismus genau zuwiderläuft. Es gilt nicht mehr als verachtungswürdig, vom Staat zu «nehmen». Unterschlagungen und Diebstähle (in Ware, Material oder Arbeitszeit) werden von den

Staatsbürgern schon längst nicht mehr moralisch verurteilt. Der ertappte «Dieb» oder «Betrüger» in offizieller Version wird von der Gesellschaft allenfalls wegen seines Pechs bemitleidet, vielleicht wegen seiner Ungeschicklichkeit getadelt. Die immer etwas schwierige Einsicht, dass der Diebstahl zulasten des Staates auch ein Delikt ist, hat sich ausgerechnet im Bevölkerungsbewusstsein der sozialistischen Länder vollends aufgelöst.

### Faustregel für die Grenzen zwischen Moral und Unmoral

Eine Ausnahme bilden natürlich die Delikte von Günstlingen des Regimes, die ihre Positionen zu besonders grossen Unterschlagungen ausnützen. Die Wut der gewöhnlichen Werktätigen dürfte übrigens selbst in diesen Fällen weniger dem Diebstahl als solchem gelten als vielmehr dem Amtsmissbrauch und der Hypokrisie, die den grossen Hütern der sozialistischen Moral sozusagen von Amtes wegen zu eigen ist.

Wo für die kleinen Leute die Grenze von Moral und Unmoral verläuft, lässt sich vielleicht in einer Faustregel sagen: Diebstahl und Unterschlagung eines durchschnittlichen Arbeitnehmers auf Kosten des Staates werden von der (parteilosen) Allgemeinheit so weit stillschweigend akzeptiert, als solche Selbsthilfe zur Aufrechterhaltung eines «normalen Lebensstandards» nötig ist, was immer der Begriff in einer gegebenen Zeitspanne umfasst. Heute hat die landläufige Moral etwa in Ungarn schon durchaus Verständnis für den «inoffiziellen» Erwerb eines Fernsehapparates, wenn nicht gar eines Occasionsautos.

Soviel als generelle Einleitung zu den folgenden Darstellungen, die konkreter sein werden.

### Baubeginn für mich

Eine dpa-Meldung vom 29. März 1971 aus Bukarest:

«Die Materialknappheit in Rumänien machte sich ein Nachtwächter in Alba-Iulia (Siebenbürgen) zunutze. Er gab sich als Direktor einer staatlichen Baufirma aus und verkaufte unter der Hand fast das gesamte Baumaterial und Gerät, das er eigentlich bewachen sollte. Nach Angaben der örtlichen Presse war der ‚Kundenzustrom‘ so gross, dass der falsche Direktor bis auf einige Schaufeln das ganze Baulager liquidierte. Das sei schliesslich aufgefallen.»

\*

Mein erster Bericht stützt sich auf persönliche Erfahrungen vor fast zwanzig Jahren. Ich sammelte sie auf einer Baustelle, die nur einige Kilometer von jenem Alba-Iulia entfernt war, das in der zitierten dpa-Meldung erwähnt ist. Die «unité de lieu» hat mich deshalb frappiert, weil sie hinzukommt...

### Mein überlebtes Vorleben

Genau genommen könnte ich meine Mitarbeit am Aufbau des Sozialismus schon vor mehr als zwanzig Jahren beginnen lassen. Nur hatte sie damals unfreiwilligen Charakter.

Im Januar 1950 wurde ich im Rahmen der ersten grossen stalinistischen Verhaftungswelle als staats- und parteifeindliches Element festgenommen. Man «delegierte» mich zuerst auf eine Baumwollplantage der Baragan-Tiefebene. Spä-

ter wurde ich zum Bau des Donau-Schwarzmeer-Kanals versetzt.

Der Aufbauwert unserer Tätigkeit (man beschäftigte damit -zigtausend Gefangene und Deportierte) ist allerdings im Lichte der späteren Erkenntnisse sogar unserer Landesführung als zweifelhaft einzustufen. Die Baragan-Ebene erwies sich schon sehr bald für Baumwolle als ungeeignet, und die Idee des Kanals gab man 1954 nach fast fünfjähriger Arbeit als undurchführbar auf. Als Sündenböcke wurden später einige Direktoren der Kanalverwaltung und besonders grausame Kommandanten der Zwangsarbeitslager hingerichtet oder zu langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt. Den mehreren tausend Todesopfern des Kanalbaus war damit gewiss nicht geholfen, aber wenn man bei Martschenko liest, dass in der UdSSR die Kommandanten der stalinistischen Todeslager heute wiederum KZ-Leiter sind, muss man die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass die Exekution unserer Peiniger nicht nur Strafe war, sondern vielleicht auch Vorbeugung. Obwohl es natürlich potentielle Verbrecher dieser Art in jeder Generation gibt.

Aber das alles gehört nur als Ausgangslage zur Sache, um die es in dieser Serie geht.

### Wer – wie ich – als Magaziner ...

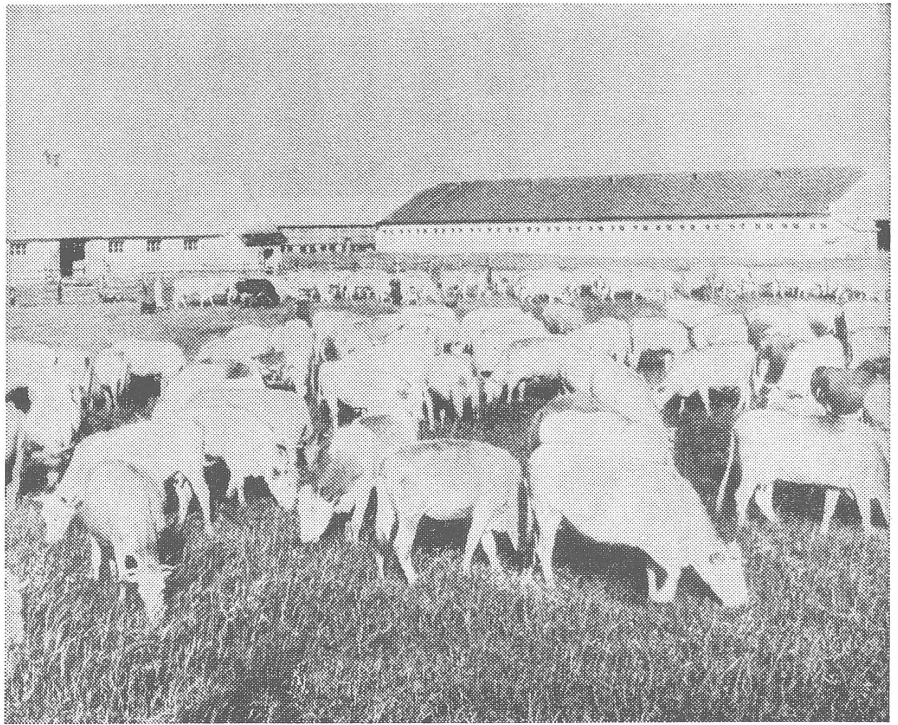
Im Juli 1952 wurde ich freigelassen. Beim Abschied hatte man mir nahegelegt, ich solle mir binnen drei Monaten eine feste Anstellung besorgen; sonst stehe mir als Parasit schon bald das nächste Arbeitslager bevor. Nur verweigerte man mir jene dringend benötigte feste Anstellung überall, sobald sich herausstellte, dass ich «vom Kanal» kam. Vielleicht hätte ich irgendwo eine Chance als Handlanger erhalten, aber bevor ich mich auf diese immer noch unsichere letzte Rettungsmöglichkeit stürzte (mir reichte die Erfahrung mit solcher Arbeit in den damaligen Verhältnissen), hatte ich Glück.

Ich traf einen alten Freund, der soeben Chef der Klausenburger Subdirektion eines neuen Unternehmens geworden war, des Landwirtschaftlichen Bauunternehmens ICAZ (Interprindere de Constructii Agrozootehnice). Er bot mir den Posten eines Magaziniers auf der Baustelle Nr. 405 in der Nähe von Alba Iulia an:

«Das ist weit von hier; dort kennt dich niemand. Ich kann momentan selber über deine Aufnahme entscheiden, weil wir noch keinen Kaderchef (= Personalchef) haben. Bis er da ist und bis er vor allem zu deiner Akte gelangt, kann es ohne weiteres zwei Jahre dauern. Wie die Dinge bis dahin aussehen, weiss ohnehin niemand, aber du bist vorerst einmal in Sicherheit.»

So wurde ich Magaziner. Mein Monatsgehalt betrug 500 Lei (ca. 60 Schweizer Franken), was dem Preis von einem der billigsten Konfektionszüge entsprach.

Als Magaziner war ich zuständig für das Baumaterial und die Geräte auf der Baustelle. Zur Ausübung meiner Kontrollpflicht standen mir Kartotheken zur Verfügung, die nach Sorten gegliedert waren. Hier war jeder Eingang zu notieren, was weiter keine Schwierigkeiten machte, und jeder Ausgang, das heisst alles, was der Bauführer zur Verwendung beim Bau von mir übernahm. Die Differenzen mussten in meinem Magazin vorhanden sein; für ein allfälliges Manko war ich finanziell und strafrechtlich verantwortlich.



Ein neuer Kuhstall im Rumänien der mittleren sechziger Jahre. Ein unkompliziertes Bild. Aber wie kompliziert die Entstehungsgeschichte solcher Bauten sein konnte, das wird hier an einem persönlichen Beispiel dargelegt.

### ... die Vorschriften umkehrt ...

Das scheint eine Selbstverständlichkeit zu sein. Nur wurde sie durch die Selbstverständlichkeiten unserer tatsächlichen Verhältnisse ausser Kraft gesetzt, und zwar vollkommen. Mein Magazin lag praktisch frei auf der Baustelle herum: Ziegel- und Dachsteine, Holzbalken, Bretter. Höchstens Zement und Nägel kamen zuweilen hinter Schloss und Riegel. Selbstverständlich nahmen sich da die Arbeiter, was sie eben brauchten, ohne sich erst über den Bauführer Anforderungs-, Genehmigungs- und Aushändigungsbelege ausstellen zu lassen, wie das der Dienstweg vorsah.

Für mich wäre es ohnehin unmöglich gewesen, die Vorschriften einhalten zu wollen. Angenommen, ich würde es (auf welche märchenhafte Weise auch immer) erzwungen haben, dass die Arbeiter jedesmal erst die Unterlagen vorbereitet hätten, so hätte das ganz einfach die Bauarbeit gestoppt, die schliesslich der Zweck der Uebung war. Man hatte davon auszugehen, dass die Dienstvorschrift illusorisch war.

Mein persönliches Problem bestand nun darin, unter Berücksichtigung der Gegebenheiten so zu amten, dass ich nicht zum Hängemann wurde. Die Lösung war nicht schwer zu finden. Ich kehrte die vorschriftsgemässe Prozedur ganz einfach um.

### ... wird dekoriert!

Zweimal in der Woche stellte ich fest, was an unbenutztem Material noch vorhanden war. Die Differenz zwischen der Realität und dem letzten Saldo auf den Karteiblättern ermittelte ich als Verbrauch und liess die entsprechenden Belege nachträglich vom Bauführer unterschreiben. So war jeder zufrieden: Bauführer und Arbeiter, weil sie arbeiten konnten, ohne vom bürokrati-

schen Krimskram behelligt zu sein. Ich, weil ich keine Unstimmigkeiten im Magazin zu befürchten hatte. Und alle meine Vorgesetzten, weil auf dem Papier alles in bester Ordnung war.

Die Kleinigkeit, dass meine Tätigkeit ihren ganzen Sinn verloren hatte, der in der Kontrolle bestand, störte niemanden. Man war mit mir zufrieden. Für das beispielhafte Führen meines Lagers in den anderthalb Jahren, die ich in dieser Funktion verbrachte, wurde ich zweimal «prämiert» (je 100 Lei), und einmal erhielt ich die rote Fahne mit der Inschrift «Der beste Magaziner des ICAZ».

(Ich bin übrigens noch heute der Meinung, dass ich die Belohnungen im Sinne der Gestaltung sozialistischer Arbeitsverhältnisse redlich verdient habe. Er besteht darin, dem Unsinn ein sinniges Mäntelchen überzuhängen, und dazu hat meine Art der Materialverwaltung das Ihre beigetragen.)

Soviel zu meiner direkten Arbeit als Magaziner. Ausserdem gehörte es noch zu meinen Pflichten, die Normblätter der Arbeiter zu führen. Das waren wichtige Papiere, denn sie dienten zur Berechnung des Akkordlohnes.

Wir waren ja noch nicht im Kommunismus, wo jeder nach seinen Bedürfnissen bezahlt wird. Vorerst erhielt gemäss den marxistischen Prinzipien jeder nach seiner Leistung.

Das bedeutete, dass theoretisch nach jedem Arbeitstag abgemessen werden sollte, wieviel ein jeder gegraben, gemauert, verputzt, gekarrt oder gehobelt hatte. Und auf Grund der so geführten Normblätter war jeden Monat der Lohn eines jeden Arbeiters zu berechnen. Jede Arbeitsphase war in einem dicken Buch verzeichnet, das den Titel trug: «Die nationalen Normen der Bauindustrie». Dort war genau festgelegt, für wie viel

(Fortsetzung auf Seite 4)

Lateinamerikanische Uebersicht

## Vom Sowjet in Bolivien zum Faschismus in Chile

Von Alphonse Max

**In den politischen Erstaufführungen Lateinamerikas nimmt nach Kuba und Chile nun auch Bolivien einen gewichtigen Rang ein. Kuba hatte als erstes Land des Kontinents eine wirklich kommunistische Revolution durchgemacht, und Chile war das erste Land, in dem das Volk eine kommunistisch dominierte Koalition durch Wahlen an die Macht brachte. Und nun geht Bolivien als erster Staat Lateinamerikas in die Geschichte ein, der einen Sowjet aufgestellt hat, in Form einer «Volksversammlung», die natürlich keineswegs vom Volk gewählt ist.**

Die «Räterepublik», die am 1. Mai 1971 erstmalig zusammengetreten war und in der Mehrzahl aus linken Gewerkschaftsführern zusammengesetzt ist, wird vom ehrgeizigen Politiker und Führer der Minenarbeiter, Juan Lechin Oquendo, präsidiert. Ein wichtiger Punkt auf dem Programm des bolivianischen Sowjet ist die Aufstellung einer Arbeitermiliz.

### Bolivien: Sowjet schreibt der Regierung Normen und Tätigkeit vor

Die Aufgaben des Rates sollen darin bestehen, der Regierung Normen und Tätigkeiten vorzuschreiben, um die «Sozialisierung» des Landes zu beschleunigen und die Exekutive zu überwachen. Sollte die Regierung die «Vorschläge» nicht annehmen, so werde die neue Körperschaft zu «Druckmassnahmen durch die Arbeiter, Studenten und das Volk greifen». Der Putschgefahr seitens von Zentrumspolitikern wurde mit der Drohung eines Generalstreiks und der totalen Lahm-

legung des gesamten Staatsapparates vorläufig erfolgreich entgegengetreten.

Juan Lechin ist seit 30 Jahren ein Faktor in der bolivianischen Politik: als Organisator und Leiter der Grubenarbeiter war er schon lange ein Element, das jeder Präsident in diesen drei Jahrzehnten in Rechnung ziehen musste. Selbst nahm Lechin jedoch nur zeitweilig am direkten Kräftefeld der politischen Parteien teil, und zwar als er, ein Mitglied der Nationalen Revolutionären Bewegung (MNR), während der zweiten Präsidentschaft Victor Paz Estensoros Vizepräsident wurde. Seine Ueberheblichkeit und sein Radikalismus trugen dazu bei, ihn wieder von den traditionellen Politikern zu entfernen, und selbst als das MNR sich in eine linke und eine gemässigte Gruppe spaltete, fand Lechin keinen ihm genehmen Platz. Er widmete sich der Aufgabe, eine ihm bedingungslos treue Gefolgschaft unter den Minenarbeitern aufzubauen, und eine Weile spielte er mit dem Gedanken, die bolivianische

## So baute ich den Sozialismus

(Fortsetzung von Seite 3)

Arbeit wie viel Geld auszuzahlen sei. Allerdings erkannte ich bald, dass man auch hier für die Praxis das Verfahren umkehren musste. Davon wird später noch die Rede sein.

Zuerst muss ich aber darlegen, wie es mit unsern Arbeitern stand. Und hierzu möchte ich wiederum zunächst die Baustelle 405 und die ganze Organisation des ICAZ vorstellen, weil ich nämlich bei meiner Ankunft auf dem neuen Arbeitsplatz vorerst weder Baumaterial noch Arbeiter vorfand.

### Die Aufgabe meiner Firma

Das ICAZ wurde mit dem Ziel gegründet, alle landwirtschaftlichen Bauvorhaben der Staatsgüter und LPG zu vereinigen. Zuvor hatten sie in eigener Regie gebaut, aber da waren Pannen und Missgeschicke an der Tagesordnung gewesen. Dem Staat fehlte die Uebersicht zur gerechten Verteilung der Baukredite, die Materialversorgung stockte immer wieder, und obendrein entdeckte man Unregelmässigkeiten am laufenden Band. Zum Beispiel, wenn sich ein LPG-Direktor aus dem Kredit für den Kuhstall eine Wohnung für sich selbst baute. Die Abzweigungsmöglichkeiten waren bei dieser Art von Bauerei einfach zu gross. Ueberdies wollte man mit Hilfe des ICAZ auch die vorhandenen Fachleute besser ausnutzen und mit einer einheitlichen Gestaltung von Typenbauten sowohl Planungs- als auch Realisierungskosten verringern.

Die ICAZ-Landeszentrale befand sich natürlich

in Bukarest. Für Siebenbürgen wurde in Sibiu (Hermannstadt) in einem ansehnlichen zwei-stöckigen Gebäude eine Regionalverwaltung eingerichtet. Ihr unterstellt waren wiederum drei Subdirektionen, von denen die «meine» ihren Sitz in Klausenburg hatte. Dieses Unteramt hatte 1952 folgenden Personalbestand: Chef, Stellvertreter, Sekretärin, Hauptbuchhalterin, zwei Inspektoren, eine Schreibkraft, ein Chauffeur mit Dienstwagen. Dieser Subdirektion unterstanden zu jener Zeit fünf Baustellen. Eine von ihnen, die Nummer 405, war mein neues Arbeitsgebiet. Sie wurde von einem Ingenieur geleitet. Zum Stab gehörten noch ein Buchhalter, ein Magaziner (ich), ein Bauführer, ein Bote und ein Nachwächter.

Wir hatten den Auftrag, für das Staatsgut in Galda de Jos zwei Kuhställe und einen Schweinestall zu bauen. Ganz herkömmliche, ordinäre Ställe ohne unterbaute Jauchegruben, ohne elektrische Beleuchtung oder andere übertrieben neuzeitliche Einrichtungen. Schlichte Unterkünfte also für etwa je ein Dutzend Kühe und etliche Borstenviecher. (Die Projekte der vier übrigen Baustellen sahen ähnlich ehrgeizig aus.) Für den Bau waren fünf Monate veranschlagt. Danach hatten wir die Einrichtung der Traktoren- und Maschinenstation von Alba Iulia in Aussicht.

Nur eben: In Galda de Jos vorhanden war einstweilen nur der Führungsstab. Baumaterialien und Geräte waren uns von der Regionalzentrale Sibiu versprochen. Die benötigten Arbeiter aber sollten wir uns in der Umgebung selbst anheuern. Das wurde eine ganz delikate Angelegenheit. Darüber im nächsten Kapitel. (Fortsetzung folgt)

Guerillabewegung zu übernehmen und sie mit anderen lateinamerikanischen Freischärlergruppen unter seiner Führung zu vereinigen. Infolge des völligen Fiaskos der Guerillas in Bolivien (Lechin musste wegen seiner kompromittierten Lage sogar ins Ausland flüchten) und der offensichtlich negativen Haltung der Arbeiter gegenüber den Terroristen, gab er seinen Plan jedoch wieder auf.

Nun scheint Lechin — schon wiederholt «Präsidentenmacher» Boliviens genannt — den Zenit seiner Laufbahn erreicht zu haben. Als Vorsitzender der «Volksversammlung» kann er (mit Unterstützung der Arbeitermiliz) allen Instanzen Vorschriften machen: Regierung, Militär, Arbeitern, Studenten, Mittelstand; er kann sich auf seine Beliebtheit unter den Arbeitern berufen und andererseits unbequemen Wahlen aus dem Wege gehen. Ob Lechin, der seinen Linksdrall seit Jahrzehnten nicht verheimlicht hat, dem Druck der Russen widerstehen kann, die ihn in ihr Werkzeug verwandeln wollen werden, wird erst die Zukunft zeigen.

### Obligate Absage an «Chinesen»

Vorerst hat die «Volksversammlung» schon eine erste Krise durchgemacht, nachdem sie die Vertreter mehrerer extrem linker Sektoren brüskierte, die eine Solidaritätserklärung mit der guerillaähnlichen Organisation der Peking-Kommunisten verlangten.

Die Versammlung gab ihren Entschluss kund, sich nicht von der «Haltung bestimmter Gruppen mitreissen zu lassen». Führer der marxistisch-leninistischen KP (pro-Peking) hatten gegen die in einem Haftbefehl zum Ausdruck gekommene Verfolgung ihres Führers Oscar Zamora protestiert, der vor einigen Monaten heimlich nach Bolivien zurückgekehrt war und erklärt hatte, er werde «offen gegen die Regierung von General Juan José Torres kämpfen», und zwar mit Hilfe einer Vereinigung, die sich Verband der Armen Landarbeiter (UCAPO) nennt. Die Vertreter der Pekinger Linie wurden beschuldigt, die Volksversammlung in einen Organismus verwandeln zu wollen, der «nur noch Parteizwecken diene». Schliesslich griff der antiparlamentarische Sowjet auf eine typisch parlamentarische Strategie zurück, um der Behandlung des Problems auszuweichen: sie blieb ohne Quorum ...

### Chile: Das Parlament soll gehen

In Chile fordert Präsident Allende immer wieder ebenfalls die Einführung des «Ein-Kammer-Systems» und die Bildung einer «Volksversammlung», die ihm das Parlament vor einigen Monaten abgeschlagen hatte.

Obgleich in demokratischen Ländern die Exekutive häufig mit einem von der Opposition beherrschten Parlament regieren muss, glaubt Allende, nicht ganz zu Unrecht, dass das chilenische Parlament vielen seiner «sozialistischen Massnahmen» im Wege stehen wird. In jungen kommunistischen Staaten sind eben frei gewählte Volksvertreter ein Hindernis, das aus dem Weg geräumt werden muss, und hier ist auch die aus demokratischen Wahlen hervorgegangene «Unidad Popular» Allendes keine Ausnahme.

Inzwischen hat Chile der Liga der Arabischen Staaten, die anfängt, ihre antiisraelische und antisemitische Propagandakampagne in ganz Lateinamerika mit sowjetischer Unterstützung